

INA BACH
Goldene Träume
Die Münchner Ärztinnen

Ina Bach

Goldene Träume

Die Münchner Ärztinnen

Roman

GOLDMANN

Originalausgabe

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH FSC® N001967

2. Auflage

Originalausgabe Oktober 2024

Copyright © bei Ina Bach

Copyright © dieser Ausgabe bei

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR)

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Montasser

Medianagentur, München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH, München

Umschlagmotiv: ak-g-images, Nathalie Seiferth/Trevillion Images, arcangel/Mary Wethey

LK · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-20675-9

www.goldmann-verlag.de

Für meine Uromas

Anna Stahr (verh. Preller), geboren 1882 in Paulwitz, Schlesien

Pauline Jaretzke (verh. Janetzky), geb. ca. 1878 in Schlesien

Anna Resch (verh. Ammer), geb. 1883 in Willenbach, Niederbayern

Therese Brunnbauer (verh. Wallner), geb. 1874 in Kirn, Niederbayern

Heiligabend und Silvester 1898



Klinikviertel

24. Dezember | Königliche Universitätskinderklinik
im Dr. von Haunerschen Kinderspital,
Lindwurmstraße 4, Residenzstadt München

Lulu bekam kaum Luft, die glänzenden Christbaumkugeln verschwammen vor ihren Augen zu silbernen Seen. Allein das dumme Korsett war schuld! Es saß viel zu eng. Mutter hatte es anstelle des Dienstmädchens geschnürt und zumindest, wenn es um die perfekte Silhouette der Tochter ging, kannte sie keine Gnade. Erst recht nicht, da sich an diesem Morgen Ihre Königliche Hoheit, Frau Prinzessin Ludwig von Bayern, samt Entourage die Ehre gab.

»... aus des Himmels goldenen Höh'n ...«

Nicht einmal mehr die Strophen ihres liebsten Weihnachtsliedes wollten Lulu noch einfallen. Sie fühlte sich elend, ihre Unterlippe zitterte bei jedem Ton, den sie mühsam mitsang, und vom Anblick der kleinen hölzernen Engel, die sich zwischen vergoldeten Nüssen, versilberten Glaskugeln, Goldflitter und Äpfeln beständig in der Kerzenwärme drehen, wurde ihr ganz schummrig.

Zu allem Überfluss stand Prinzessin Marie Therese, wie Ihre Königliche Hoheit eigentlich hieß, keine drei Schritte entfernt, direkt neben dem Direktor der Königlichen Universitätskinderklinik – Lulus Vater. Wenn sie jetzt ohnmächtig wurde, fiel sie Prinzregent Luitpolds Schwiegertochter in dem mit honorigen Gästen voll besetzten Krankensaal direkt in die Arme. Oder

sie riss den Tannenbaum um. Eine ebenso beängstigende Vorstellung.

»... Heilige Nacht! Wo sich heut alle Macht väterlicher Liebe ergoss ...«

Ein tadelnder Blick streifte Lulu. Prompt nahm sie das Kinn hoch und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Oh, ja, es kam gelegentlich vor, dass sich alle Macht der väterlichen Liebe über die jüngste Tochter ergoss. Der Herr Papa haderte seit jeher mit der angeborenen Neigung des Nesthäkchens zur Eskapade, aber heute konnte Lulu wirklich nichts dafür. Hätte Mutter doch nur nicht so gnadenlos eng geschnürt ...

Als die letzten Takte verklangen, verteilte Prinzessin Ludwig die hübsch eingepackten Geschenke. Ein Anflug von Eifersucht ließ Lulu beinahe ihre Empfindlichkeiten vergessen. In den letzten Jahren hatte stets sie pünktlich um zehn Uhr vormittags an Heiligabend die Gaben verteilen dürfen. Nun aber setzte sich die Prinzessin zu Auguste aufs Bett und legte ihr das Christkindl, wie die Münchner ihre Weihnachtsgeschenke nannten, in den Schoß. Die runden Kinderaugen funkelten heller als das Lametta am Baum, und wenigstens für den Moment vergaß die Kleine ihr Heimweh und den schrecklichen Unfall mit der Dampftram-bahn, deren Räder ihr das linke Bein zerquetscht hatten.

Lulu seufzte tief. Das vierjährige Mädchen gehörte zu jenen Patienten, die im Haunerschen unentgeltlich gepflegt und behandelt wurden. Einige von ihnen kamen aus ärmsten Verhältnissen und hatten nie zuvor eine solch prächtige Bescherung erlebt.

»Der Krankenstand liegt aktuell bei sechzig, Eure Königliche Hoheit.« Lulus Vater strich über das blauseidene Band mit dem Verdienstorden der Bayerischen Krone, den er heute zu Ehren des Gastes am Knopfloch trug. Die Erhebung in den erblichen Adelsstand bedeutete ihm viel. »In diesem Jahr wurden eintau-

send kranke Kinder in die interne und zweihundertachtzig in die chirurgische Abteilung aufgenommen. Das sind insgesamt etwa zwanzigtausend Verpflegstage mit durchschnittlich fünfzehn Verpflegtagen pro Kind.«

»Sehr beeindruckend.« Die Prinzessin lächelte. »Wie ich hörte, wird sich Ihr sehnlichster Wunsch erfüllen, lieber Herr Direktor.«

»Sie sprechen von der Errichtung des neuen Diphtherie-Pavillons, Eure Königliche Hoheit?«

Marie Therese nickte und ließ sich das nächste Geschenk reichen.

»In der von der Stadt zugesagten Summe von 79 300 Mark sind zwar die Mittel zur Verbesserung der Wäscherei inbegriffen, aber für die Anschaffung der Krankenbetten und des Mobiliars wird der größte Teil, wenn nicht gar das ganze Vereinsvermögen erhalten müssen und ...«

»... somit seiner Bestimmung zugeführt«, vollendete Prinzessin Ludwig den Satz. »Das ist nur recht und billig. Die Behandlung der leider so zahlreichen schwerkranken Wuzerl außerhalb des Spitals bleibt dennoch gesichert, nehme ich an? Immerhin ist dies die vornehmste Aufgabe unseres Vereines.«

Wuzerl! Lulu konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Niemand in der Familie von Ranke hätte sich so ausgedrückt, obwohl München voll von armen Buzerln und Wuzerln war, die allesamt die vom Unterstützungsverein finanzierte unentgeltliche Fürsorge durch die Ärzte der Poliklinik bitter nötig hatten.

»Selbstverständlich werden alle Vereinsmittel den Statuten gemäß verwendet, Eure Königliche Hoheit. Dank der Großzügigkeit der heute anwesenden und vieler abwesender Wohltäterinnen«, Ranke strich erneut über das hellblaue Band, »mussten wir in diesem Jahr nur eine sehr geringe Barauslage von 173 Mark und 72 Pfennigen für die Weihnachtsgeschenke berappen.«

Die Ankündigung, dass Prinzessin Ludwig als Schutzpatronin des Vereines höchstpersönlich an der Bescherung teilnehmen würde, hatte die Spendierfreudigkeit der Herrschaften ungemein erhöht. Lulu selbst hätte allerdings so oder so ein Christkindl beigesteuert. Für den kleinen Wiggerl nämlich, den sie in den letzten Wochen ins Herz geschlossen hatte. Ihn erwartete am heutigen Tage eine große Aufgabe. Eine zu große, wie Lulu fand, denn die Schwestern hatten den Buben nur seines Namens wegen ausgewählt, vielleicht auch, weil er mit den blonden Ringellockchen einfach herzallerliebst aussah. Er musste ein Gedicht für Prinzessin Ludwig aufsagen. Der kleine Wiggerl war für so etwas einfach nicht gemacht, und Lulu sah sogar aus der Entfernung, dass seine Wangen vor Angst und Aufregung wie mit Wachs polierte rote Äpfel glänzten.

Ein Räuspern in ihrem Rücken ließ Lulu zusammenfahren. Oh, nein! Eberhard, der zweitgeborene Sohn des Grafen von Königsfeld, pirschte sich schon wieder an, gleich würde er ihr seine immer gleichen plumpen Schmeicheleien ins Ohr schmieren. Da half nur die Flucht nach vorn. Lulu strich über den Litzenbesatz ihres Paletots, brachte den Schlepprock durch eine kleine Drehung der Hüfte in Sicherheit, schlängelte sich geschmeidig durch Vereinsmitglieder, Ärzte und Schwestern und nahm gerade am Fußende von Wiggerls Bett Aufstellung, als Ihre Königliche Hoheit über die Wange des Jungen strich.

Die großen Kinderaugen bohrten sich sogleich hilfesuchend in Lulus, doch ihr waren die Hände gebunden. Kein Argument hatte den Vater überzeugen können, ihren Schützling aus seinem zu schweren Joch zu entlassen.

Immerhin glitt Wiggerl wie einstudiert aus dem Bett. Verlegen zupfte er seinen Krankenkittel über den Popo. Lulu wurde das Herz noch schwerer.

»Unser Ludwig möchte ein Verslein aufsagen. Zu Ehren Eurer Königlichen Hoheit.«

Lulus Vater legte dem Jungen von hinten die Hände auf die Schultern, und Prinzessin Marie Therese tat überrascht, obwohl sie über alles Bescheid wusste, trat einen Schritt zurück und verschränkte erwartungsvoll die Finger auf Taillenhöhe.

»Das freut mich aber sehr, Ludwig. Ich bin mir sicher, du wirst das ganz wunder...«

Ein Schwall Erbrochenes schoss aus Wiggerls Mund und landete auf den königlichen Schuhspitzen. Reihum erklangen mehr oder minder verhaltene Laute der Empörung, doch Prinzessin Marie Therese, die selbst dreizehn Kinder geboren hatte, verzog keine Miene, beförderte stattdessen ein Taschentuch aus den Tiefen ihrer Rocktasche zutage und wischte Wiggerl damit über Mund und Kinn.

»Gar nicht schlimm, mein Bub, brauchst dich nicht zu genieren, das passiert in den besten Familien.«

Schnell griff Lulu vom Wäschewagen einen Kissenbezug und wischte die Bescherung auf. Dann ging sie vor Wiggerl in die Knie, nahm seine Hände und drückte sie im Rhythmus der Verse, summt kaum hörbar die Zeilen mit. So hatte es beim Üben am besten funktioniert. Bei den Kühen auf dem väterlichen Gut in Laufzorn, wo Lulu viele unbeschwerte Kindertage verbracht hatte, musste der Fluss der Milch beim Melken auch erst stimuliert werden, bis sie in den Eimer spritzte, und bei Wiggerl war es ähnlich. Lulu drückte und strich und summt und allmählich lösten sich die Worte von seinen Lippen. Ganz zaghaft erst, kaum vernehmbar, bis schließlich auch die Anwesenden in den hinteren Reihen sie hören konnten.

Nicht ein Fehler, kein Verhaspeln, ja, nicht einmal ein Zögern trübte den Vortrag. Nur würdigte Wiggerl seine Namensvetterin

keines Blickes, starrte stattdessen wie hypnotisiert in Lulus Augen, und als das letzte Wort geschafft war, schlang er beide Arme um ihren Hals und schluchzte herzerreißend.

Über seine Schulter hinweg sah Lulu, wie ihr Vater die Lippen zusammenkniff. Ein untrügliches Zeichen dafür, dass er weder mit dem fulminanten Beginn noch mit dem versöhnlichen Ende der Vorführung zufrieden war. Prinzessin Ludwig dagegen blinzelte verstohlen eine Träne weg und ging neben Lulu in die Hocke.

»Ganz wunderbar hat der kleine Mann das gemacht. Ganz wunderbar!« Fast euphorisch tätschelte sie erst die weiche Wange Wiggerls und ergriff dann Lulus Hände. »Mein liebes Fräulein von Ranke, mit Ihrem liebreizenden, einfühlsamen Wesen werden Sie eine vortreffliche Ehefrau und Mutter abgeben. Ihr Zukünftiger darf sich glücklich schätzen.«

Wie aufs Stichwort drängte sich Eberhard – oder Hardy, wie ihn alle nannten – durch die Reihen und bot Prinzessin Ludwig seine Hand, um ihr aufzuhelfen. Beim Anblick des für die Tochter auserkorenen Verlobten entspannte sich der harte Zug um Direktor von Rankes Mund merklich, und als der junge Graf vor den versammelten Honoratioren nach Ihrer Königlichen Hoheit auch noch seinem Nesthäkchen die Hand darbot, strich er in tiefer Ergriffenheit über den Orden am Bande.

Lulu fühlte sich, als säße sie in der Falle. Sekundenlang starrte sie auf Hardys Finger, und bevor sie wusste, was sie tat, stand sie ohne seine Hilfe auf und sagte: »Vielen Dank für das Kompliment, Eure Königliche Hoheit, aber ich beabsichtige nicht, meine Zeit mit häuslichen Pflichten und Kindererziehung zu verplempern. Ich werde Medizin studieren.«



Graggenau

zur selben Zeit | Maximilianstraße

Fanny sah in den Himmel hinauf. Wie herrlich! Obwohl ihr der kalte Wind unter die viel zu leichte Robe fuhr, fühlte sie sich wie eine Göttin, der zu Ehren das vornehmste Viertel der Residenzstadt in goldenes Licht getaucht war, für die die tapfere Sonne einen heldenhaften Kampf gegen eine Übermacht an streitlustig aufziehenden dunklen Wolken führte. Noch gab sie keinen Millimeter nach, und Fanny wollte jede Sekunde dieses Dramas genießen, in dem sie die Hauptrolle spielte. Endlich!

Nach Tagen des Trübsal-Blasens hatte sie sich am Morgen die Tränen abgewischt, den Schlüssel genommen und war in die Mansardenwohnung hinaufgestiegen. Nicht um den Saustall dieses gemeinen Frauenzimmers aufzuräumen, wie sie es sonst einmal pro Woche tat, nein, Fanny hatte sich am Kleiderschrank der Schauspielerin bedient – nach Herzenslust. Diese Änny Geissler-Lee verdiente es nicht anders. Sie hatte nämlich nicht nur Fannys Fahrschein für die Heimreise zum Weihnachtsfest gestohlen, sondern auch das Herz ihres Bruders, mit dem Fanny im Herbst nach München gekommen war, um ihm den Haushalt zu führen, während er seinen Studien nachging. Eine Frechheit!

Mühsam schluckte Fanny den Ärger hinunter und konzentrierte sich auf die Pracht, die sie umgab. Postgebäude, Hof- und Residenztheater, die Alte Münze, Regierungsgebäude und Nationalmuseum waren wie fast alle Häuser entlang der Maximilian-

straße weihnachtlich geschmückt. Tannengrün und Lichterbäume, rote Schleifen und glitzernde Paspeln erfreuten das Auge, und an so mancher Kutsche, die an Fanny vorüberfuhr, bimmelten Glöckchen. Ihr Klingen, zusammen mit dem Rhythmus der Pferdehufe, dem Klackern der vielen Absätze und dem Tocken der Spazierstöcke vermischte sich zu einer Stimme, die Fanny nicht wirklich kannte. Zu Hause in dem kleinen Weiler in Niederbayern, wo sie geboren und aufgewachsen war, lief das Leben beschaulicher ab, auch oder gerade an Weihnachten. Doch Münchens Dienerschaft eilte hierhin und dorthin und erledigte noch schnell die letzten aufgetragenen Botengänge. Menschen, Radfahrer, Fuhrwerke schwirrten durcheinander, überall eiliges, freudiges Gedränge, vor allem vor den Auslagen, die mit den schönsten Gaben lockten. Sogar einige Tannenbäume wurden noch durch die Straßen gezerrt, um sie hinter verschlossenen Türen bis zum Abend reich zu schmücken, ehe man die Kinder zur Bescherung rief.

Bescherung.

Eine solche würde Fanny dieses Jahr nicht erleben. Nicht einmal ein winziges weihnachtlich geschmücktes Zweiglein hatte sie, aber zur Christmette in die Frauenkirche wollte sie um Mitternacht gehen. Wenigstens das.

»Kling, Glöckchen, klingelingeling ...«

Von den Stufen des Hoftheaters tönten helle Kinderstimmen herüber. Die adrett zurecht gemachten Buben und Mädchen sammelten Spenden für das städtische Waisenhaus und hofften wohl, dass den Münchnern an einem solchen Tag der Geldbeutel leichter aufging als sonst.

Fanny hauchte etwas warme Atemluft auf ihre Fingerspitzen. Sie hätte die dickeren Handschuhe nehmen sollen, aber nun war es zu spät. Sie ging weiter, roch gebrannte Mandeln, Marzipan

und Zimt und versuchte das aufkommende Knurren ihres Magens zu ignorieren. Ein vielleicht fünf- oder sechsjähriger Junge schwankte ihr unter der Last eines gewaltigen Federviehs entgegen. Seine kurzen Ärmchen konnten den Festtagsschmaus kaum halten. Noch etwas, das Fanny wegen dieser Änny versäumen würde. Nur kam in ihrer Familie am ersten Weihnachtstag keine Gans auf den Tisch, sondern eine Mettensau, von der nun das Fräulein Geissler-Lee kosten würde und nicht sie.

Herrje, Schluss damit! Fanny hatte in den letzten Tagen ausgiebig genug im Selbstmitleid gebadet. Sie nahm das Kinn hoch und steckte sicherheitshalber noch einmal die schwarze, perlen- und federngeschmückte Toque mit der Flügelgarnitur im dicken goldblonden Haar fest.

Täuschte sie sich oder hörte sie Pfliffe? Nein, das musste der Wind sein, die warm eingepackten, flanierenden Damen an den Armen ihrer Kavaliere würden das wohl kaum dulden, oder?

Fanny lächelte in sich hinein. Zu Hause hätte sie sich niemals in einem solchen Aufzug auf die Straße gewagt. Die hauchzarte geborgte Gaze aus Seide strich in sanften Wellen über die ebenso zarte Haut ihres Dekolletés. Zwar raffte ein breites Samtband den dünnen Stoff züchtig an ihren langen Hals, zu verbergen vermochte er dennoch kaum etwas. Ein Hauch von nichts. Sehr unschicklich. Ganz besonders auf offener Straße. Und das ärmellose, tief ausgeschnittene, viel zu leichte Jäckchen mit Pelerine, das sie gegen die Kälte umgelegt hatte, tat das Seine dazu. Zusammen mit dem Korsett bauchte es auf, wo es eigentlich nicht viel zu bauschen gab. Wirklich unerhört!

Zum ersten Mal seit Monaten fühlte Fanny sich lebendig. Zum ersten Mal seit Jahren spürte sie nicht die stille Wut, die seit jeher in ihrem Bauch rumorte. Weil sie nur eine Frau war. Weil die Welt den Männern gehörte. Weil die sich nehmen durften, wonach

ihnen der Sinn stand. Wie ihr Bruder. Der alles hatte. Und sie nichts. Doch damit war jetzt Schluss. Ein bisschen die Kokette zu spielen, tat niemandem weh und konnte auch nicht so schwer sein.

Fanny wackelte mit dem Po und streckte die Brust heraus. Sie selbst besaß nur einfache Haus- und Straßentoiletten, hatte mit ihren achtzehn Jahren nie zuvor ein Abendkleid getragen und wusste nichts über die mannigfaltigen Fettnäpfchen, die es bei der Wahl der Ausgetoiletten zu den verschiedenen Anlässen zu vermeiden galt. Aber sie hatte die Kleider der jungen Theaterschauspielerin aus der Mansarde beim Großreinemachen oft genug bewundert, außerdem sehr genau beobachtet, wie Änny darin vor das Haus in der Amalienstraße trat, um über die Theresienstraße Richtung Ludwigstraße zu stolzieren, als gehöre ihr die ganze Welt: ihre Haltung, die weichen Bewegungen der Hüften und vor allem der Blick, den sie jedem männlichen Wesen, dem sie begegnete, unter unverschämt langen, aber züchtig niedergeschlagenen Wimpern zuwarf. Beneidenswert! Fanny hätte fünfzig Pfennige verwettet, dass sich die Hälfte der Herren auf der Stelle unsterblich in Änny Geissler-Lee verliebte – ebenso wie ihr Zwilling Bruder Anton. Dieser Dummkopf!

Liebeskrank lag er jedes Mal auf seinem Bett, wenn Fräulein Änny sich zwischendurch mit anderen Verehrern amüsierte. Es sei nun mal Teil des Geschäfts einer Schauspielerin, für die Herrenwelt der Stadt interessant und frei zu bleiben, auch wenn ihr Herz in Wahrheit nur für Anton schlug, für ihn allein.

Von wegen. Ännys Herz gehörte allen, das hatte sie Fanny nach einem ihrer nächtlichen Ausflüge in die Münchner Bohème gestanden, als der reichlich genossene, mit Eiswasser verdünnte Absinth noch durch ihre grünen Augen schwappte.

Fanny hatte sich auch ein Gläschen *Grüne Fee* genehmigt, ehe sie am Morgen aus den vielen Roben, die bei Änny im Schrank

hingen, eine ausgewählt hatte. Das *cabinet de toilette*, wie das Fräulein Geissler-Lee ihr Ankleidezimmer nannte, war ganz nach französischem Vorbild eingerichtet. Ein großer, filigraner Toiletentisch mit prächtiger Elfenbeingarnitur, eine Chaiselongue und ein paar tiefe Sessel verliehen dem Raum behagliche Eleganz. Hier empfing Änny ihre Gäste und damit es noch hübscher aussah, kaufte sie für diese Anlässe auf dem Viktualienmarkt exotische Blumen, die dann in der teuren, geschliffenen Vase vor sich hin welkten, bis Fanny sie wegwarf.

Für sie, die Tochter eines Postbeamten, war eine solche Exaltiertheit geradezu obszön. Sowieso kam ihr Fräulein Änny vor wie ein Wesen aus einem anderen Universum: unendlich weit entfernt und dennoch überaus faszinierend. Fanny wäre gerne Ännys Freundin gewesen. Dass sie Anton den Kopf verdreht hatte, wäre leicht zu verzeihen gewesen, doch dass das Fräulein Schauspielerin außerdem – ohne mit der Wimper zu zucken – einfach die Zugfahrkarte, die eigentlich für Fanny bestimmt gewesen war, an sich genommen hatte, um mit Anton das Weihnachtsfest bei den Eltern daheim zu verbringen, würde sie den beiden nie verzeihen. Niemals.

Das Bimmeln der Pferdebahn riss Fanny aus ihren Gedanken. Schnell machte sie einen Schritt zur Seite und blieb dann stehen. Kindischer Trotz hatte sie am heutigen Heiligabend in diesem Aufzug auf die Straßen getrieben. Wenigstens einmal im Leben wollte sie nicht das tun, was man von ihr erwartete, sondern war auf und ab stolz wie eine Diva, hatte keck die Lippen geschürzt und die Empörung in den Gesichtern der Damen ebenso genossen wie die anerkennenden Blicke ihrer männlichen Begleiter.

Fanny fühlte sich in der Residenzstadt immer noch fremd. Nicht die Eltern, nicht den Herrn Bruder noch sonst jemanden hatte es interessiert, ob sie als Haushälterin für Anton mit nach

München kommen wollte. Das war einfach über ihren Kopf hinweg bestimmt worden. Aber Fanny hatte Heimweh und weinte sich fast jede Nacht in den Schlaf. Sie konnte sich mit dem Stadtleben partout nicht anfreunden, nur den Blick von hier auf das Maximilianeum, dessen rötlich schimmernde, hundertfünfzig Meter lange Fassade auf dem fernen Isarhochufer jenseits der Maximiliansbrücke eine so prächtige Kulisse abgab, liebte sie vom ersten Tag an.

Weit weniger liebevoll dachte sie über die darin beherbergte Studienstiftung für talentierte bayerische Jünglinge jeglichen Standes, die dort für höhere Aufgaben im Staatsdienst ausgebildet wurden.

Nobel, nobel, doch was war mit den talentierten bayerischen Jungfrauen aus einfachen Verhältnissen? Für sie wurde kein Nationalbau errichtet. Stattdessen mussten die Töchter erst den Brüdern und später den Ehemännern den Haushalt führen, damit diese sich – ganz nach Belieben – ihren Studien, Professionen oder den schönen Künsten widmen konnten.

Fanny ballte die Fäuste, warf den Kopf zurück und stieß einen kurzen, aber unüberhörbaren Laut des Verdrusses aus. Ohne ihre Hilfe hätte ihr Zwillingbruder Anton die Reifeprüfung niemals bestanden, und nun kochte und putzte sie für ihn, schrubbte Böden und Wände und bügelte seine Hemden. Zwischendurch erledigte sie seine Hausarbeiten und besserte mit Übersetzungen, für die sie sich oft die Nächte um die Ohren schlug, seine Börse auf, um die Eltern, die ohnehin schon jeden Pfennig für das Studium des Sohnes abzwackten, finanziell zu unterstützen, während der feine Herr Student immer öfter den Vorlesungen fernblieb und sich mit Änny in zwielichtigen Spekulationen herumtrieb.

»Verzeihung?«

Sie fuhr herum. Ein älterer Herr hob seinen schwarzen, gut gebürsteten, aber viel zu hohen Zylinder. Um ein Haar hätte Fanny lauthals aufgelacht. Ihr war schon aufgefallen, dass gerade die vornehmen Männer von kleiner Statur ihren Makel über die Huthöhe auszugleichen versuchten. Als ob man so irgendjemanden täuschen könnte! Fanny überragte den Fremden jedenfalls um fast einen Kopf, und den stattlichen Bauch, der sich unter dem Rock wölbte, hätte Änny naserümpfend als deutliche Neigung zum Embonpoint bezeichnet.

Du meine Güte, schon wieder dachte sie an diese impertinente Person! Fanny schnaubte und wollte weitergehen, doch der lackierte Winzling streckte ihr fordernd die Hand entgegen.

»Wenn ich um die Visitenkarte bitten dürfte, gnädiges Fräulein.«

Er kam noch einen Schritt näher, und sein Blick verschwand zielstrebig unter dem hauchzarten Schleier ihres Dekolletés.

»Sie wissen schon«, zischte er ungeduldig und sah sich um, »die Karte mit der Adresse.«

Mit der Adresse? Ach, die Adresse! Fanny fasste in die Tasche des Kleides und holte Änny Geissler-Lees Karte hervor, deren kunstvolle Machart sie vorhin ausgiebig bewundert hatte, als sie sich die Hände wärmen wollte. »Meinen Sie die hier?« Sie stutzte. »Woher ...?« Woher wusste dieser Mann, dass sie das Kleid der englischen Schauspielerin Änny Geissler-Lee trug, in der die ...?

Noch ehe sie den Gedanken zu Ende bringen konnte, schnappte der Zylinder-Mann nach dem fein geschöpften Stück Papier und schritt eilig davon. Seiner Gattin entgegen, die beim Standbild Max II. soeben eine in Zeitungspapier eingeschlagene Portion heiße Esskastanien vom Maronen-Mann entgegennahm und offensichtlich darauf wartete, sich wieder bei ihm unterzuhaken.

Fanny steckte ein weiteres Mal die Hand in die unsichtbar eingnähte Tasche ihrer Glanzrobe und holte eine zweite Karte hervor.

Änny Geissler-Lee

Schauspielerin

Amalienstraße 13/III (Mansarde)

Auf der Rückseite entdeckte sie eine handgeschriebene Notiz, die sie vorher übersehen hatte: *Sprechunterricht morgens 9 Uhr bis abends 6 Uhr – nur werktags.*

Natürlich! Die Geissler-Lee gab privaten Englischunterricht und machte Sprechübungen mit angehenden Schauspielern. Deshalb konnte Fanny immer erst nach sechs Uhr am Abend Ännys Wohnung in Ordnung bringen – für ein paar Pfennige die Woche.

»Darf ich?«

Schon hob der nächste Herr die Hand zum Hut. Fanny stockte. Kein Hut. Ein Diensthelm? Dazu eine nagelneue, maßgeschneiderte Uniform, und dieses Exemplar hatte gewiss keine extra hohe Krempe nötig. Der junge Mann sah sehr stattlich aus und neigte keineswegs zum Embonpoint – im Gegenteil. An das Blau des zweireihigen Waffenrockes mit dem hochgeschlossenen Kragen und dem einreihigen Mantel darüber musste Fanny sich hingegen erst gewöhnen. Seit sie denken konnte, hatten die Gendarmen Grün getragen, trotzdem blieb ihr für einen kurzen Moment die Luft weg, und komischerweise fand sie es kein bisschen schockant, als auch sein Blick unter die hauchzarte Gaze schlüpfte und dann in ihren Augen versank, wie um sich für immer dort einzurichten.

Sehr vorsichtig, so als fürchte er, das junge Fräulein könnte jeden Moment wie ein scheues Reh zurückschrecken, näherte sich

seine Hand der Karte, die immer noch zwischen Fannys Fingern steckte.

Sie atmete tief ein. Er roch nach Heu und Leder. Ein Hauch von Pferd war auch dabei. Fannys Knie wurden weich, eine entsetzliche Hitze stieg ihr vom Bauch den Hals hoch.

»Sie erlauben?«

»Ähm.« Das glänzend schwarze Haar, die wie in Stein gemeißelten Züge ...

»Es tut mir leid, Fräulein«, er drehte die Karte, »Fräulein Geissler-Lee, ich fürchte, Sie müssen mich auf die Wache begleiten.«



Klinikviertel

gut eine halbe Stunde später | Ecke Goethestraße/
Lindwurmstraße

Elsa stemmte sich gegen die nächste Bö und überquerte die Straße. Die zu Eis gefrorenen Schneeflocken stachen ihr wie Nadelstiche in die Haut. Der Wind zerrte an den Kleidern, hatte das Tuch längst vom Kopf gerissen und ließ es aufreizend hinter ihr herflattern, wie um auf Teufel komm raus Aufmerksamkeit zu erheischen.

Eitelkeit. Ausgerechnet das warf Mutter ihr vor? Außerdem Hochmut, Anmaßung, Vermessenheit. Jedes Wort nach gewiss reiflicher Überlegung in der so geliebten, wunderbar sauberen verschnörkelten Handschrift zu Papier gebracht. Im letzten Brief. Dem ein Billett beilag. Für die überfällige, von den jüngeren Brüdern sehnsüchtig erwartete Heimreise der Schwester.

Die vom Vater vor seinem Tod versprochene finanzielle Unterstützung hatte die Mutter der Tochter bereits vor Monaten gestrichen. Nämlich stante pede, als das Ministerium ihr in einem Schreiben die Zulassung zum Studium der Medizin *mangels getrennter Räume für Präparierübungen* verweigerte. Dabei hatte Elsa im Sommer am Max-Gymnasium als Externe mit Bravour die Reifeprüfung abgelegt – besser als die meisten hoch gelobten Jünglinge.

Sie blieb neben einem Leitungsmast stehen und ließ die Trambahn passieren. Die dick eingemummten Fahrgäste schauten mitleidig zu ihr heraus. Elsa lachte bitter und stampfte mit dem Fuß auf, dass der Matsch nur so spritzte und Strümpfe und Rocksäum endgültig durchnässte. Nicht einmal die zehn Pfennig für die Fahrt hatte sie noch aufbringen können. Die beiden prall gefüllten Koffer in ihren Händen zerrten an den Armen wie Mehlsäcke. Elsa hatte keine Kraft und längst keine Tränen mehr. Alle Hoffnung war dahin, denn wenn sie heute am Centralbahnhof in den Zug Richtung Baden stieg, trug sie damit ihre Träume zu Grabe, so wie vor zwei Jahren, nur wenige Tage vor ihrem sechzehnten Geburtstag, den Vater.

Doch was blieb ihr anderes übrig? Ausgerechnet heute, an Heiligabend, hatte die Hausmutter sie vor die Tür gesetzt. Wie konnte ein Mensch so garstig sein? Wie herzlos waren ihre älteren Brüder, die ihr keine Mark von der großzügigen finanziellen Unterstützung, die sie aus der Hinterlassenschaft des Vaters bezogen, abgeben wollten? Nicht einmal Rudolf, der bis vor einem halben Jahr hier in München an dem von Max von Pettenkofer eingerichteten Hygiene-Institut studiert hatte. Bestimmt steckten sie allesamt unter einer Decke. Mutter. Die Brüder. Ja, sogar die korpulente Vermieterin.

Elsa war gegen den Willen der Mutter nach München gegan-

gen, um die Reifeprüfung abzulegen und anschließend Medizin zu studieren. Natürlich blieb sie nur kurze Zeit, nachdem der Geldstrom versiegte, den Mietzins schuldig. Die aus Verzweiflung angenommene Stellung als Dienstmädchen behielt sie keinen Monat, weil sich der Sohn des Hauses äußerst unstandesgemäß und noch viel unsterblicher in die vorgegaukelte Bäckerstochter aus dem Breisgau verliebt hatte. Die Folgen bekam natürlich nicht er, sondern das schamlose Dienstmädchen zu spüren. In der Baumwollspinnerei griff ihr Obermeister Sauter erst an den Hintern und dann an den Busen und schlug ihr, als sie sich darüber empörte, derart hart ins Gesicht, dass sie zu Boden stürzte und ihr das Blut aus Mund und Nase quoll. Und in der Nähstube der gestrengen Frau Kleinmichel fürchtete Elsa nach nur einer halben Woche um die filigrane Feinmotorik ihrer Finger, mit denen sie doch eigentlich Wunden nähen wollte – nicht Säume.

Ohnehin reichte der so mühsam verdiente Lohn hinten und vorne nicht. Ganz zu schweigen von den endlos langen Arbeitstagen. Wie sollte sie da einem Studium nachgehen? Ein bisschen mehr als sieben Mark hatte sie als Fabrikarbeiterin in der Woche verdient. Davon musste sie allein schon zwei Mark für die Wohnung berappen. Dazu kamen täglich fünfzig Pfennige für eine ausgesprochen karge Verpflegung: kein Tropfen Bier zu den Mahlzeiten, in den Pausen und am Abend nichts als Kaffee und trockenes Brot. Fleisch nur am Sonntag. Nicht zu vergessen die Kosten für Seife, Bügelkohlen, Beheizung, Beleuchtung und Kleidung. Da blieb nichts übrig.

Für Elsa war das ein ungewohnt hartes Leben. Trotzdem hätte sie all die Entbehrungen auf sich genommen, um ihren und Vaters Traum wahr werden zu lassen. Doch auf sich allein gestellt war es unmöglich und ohne Zulassung erst recht, denn keine von Elsas weiteren dringlichen Eingaben beim Ministerium des

Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten hatte Erfolg gehabt. Die Fürsprache ihres Vaters, Doktor Julius Hirschberg, eines hoch angesehenen Medizinalrates und Professors der Universität Gießen, hätte das Zünglein an der Waage sein können, da man durchaus ein paar wenigen Frauen an der Medizinischen Fakultät in München den Hörerinnenstatus gewährt hatte. Sie waren zwar keine ordentlich immatrikulierten Studentinnen und mussten für jede Prüfung eine Sondergenehmigung einholen, dennoch hätte Elsa alles dafür gegeben, eine von ihnen zu sein.

Sie schloss die Augen. Wenigstens strahlte die Sonne nicht mehr von diesem kitschig blauen Winterhimmel, als wäre alles in bester Ordnung. Der altbekannte Schmerz stieg ihr die Brust hoch, legte sich wie Harz von innen an den Hals. Infolge einer Infektion war der Vater gestorben. Nach einem simplen operativen Eingriff! Rudolf hatte es nie ausgesprochen, aber Elsa wusste, dass er nur deshalb zwei Semester am Pettenkofer-Institut für Hygiene hier in München studierte hatte, ehe er an die Charité nach Berlin zurückgekehrt war.

Eine weitere Bö riss das Tuch endgültig aus ihrem Haar. Elsa war es einerlei. In diesem Moment vermisste sie den Vater so schmerzlich, dass sie glaubte, daran zu sterben, denn wenn er sie jetzt sehen könnte ... wie sie aufgab, wie sie all ihre Träume unter Feigheit begrub. Wenn er wüsste, was sie getan hatte. Er wäre entsetzlich enttäuscht. Dabei war er auf seine Tochter immer besonders stolz gewesen, hatte früh bemerkt, dass sein einziges Mädel klüger war als all seine Söhne zusammen, dass sie medizinische Zusammenhänge mit Leichtigkeit verstand. Über die Maßen hatte ihm auch die Vorstellung gefallen, dass sie, Elsa Hirschberg, die erste Frau sein könnte, die im Kaiserreich als Professorin lehrte. Und wie die Bache ihre Frischlinge verteidigte er deshalb zu Lebzeiten Elsas großen Traum, ihren Pioniergeist gegen alle,

die wegen dieser Ausgefallenheit den Kopf schüttelten und sie auslachten – auch gegen die Familie und viele seiner Kollegen.

Die Mutter hingegen wurde niemals müde zu betonen, dass ein solcher Lebensweg zutiefst unweiblich sei. Sie und Vater waren darüber oft in Streit geraten und die Ablehnung des Ministeriums hatte ihr lediglich ein müdes, aber zufriedenes Lächeln entlockt: *Wenn schon nicht der eigene Vater, so haben doch wenigstens die Oberen einen Funken Verstand im Leib.*

Mühsam hob Elsa den rechten Arm. Die Koffer wogen mit jeder Sekunde schwerer, doch sie im nassen Schnee abzustellen, kam nicht in Frage. Ihre Hand zitterte vor Schwäche, als sie sich nach vorne beugte und mit dem Kinn den Ärmel ihres Mantels hochschob, um auf die Uhr zu sehen.

Du lieber Himmel! Wenn sie den Zug erreichen und Heiligabend nicht auf der Straße verbringen wollte, musste sie sich sputen, denn eine andere Bleibe zu finden – ohne Geld und ohne Leumund –, war aussichtslos. Außerdem machte es keinen Sinn, in München auszuharren, denn auch wenn sie aus eigener Kraft ihren Lebensunterhalt verdienen könnte, die Kosten für das Studium waren damit längst nicht bezahlt.

Wie so oft, seit Mutter ihr die Fahrkarte für die Heimkehr geschickt hatte, überschwemmten die immer gleichen Schemen Elsas Gedanken. Sie sah Schattenbilder von einem Leben, das sie für sich nie wollte. Von stumpfsinniger Konversation in langweiligen Gesellschaften. Ein stetes, gleichwohl bigottes Geplapper über Ansehen, Schicklichkeit, Anstand, Ehe, Kinder, Mode. Tagaus, tagein dieselbe Ödnis, Woche für Woche, Jahr für Jahr dieselbe Leere. Doch in keiner dieser Visionen sah sich Elsa jemals am Centralbahnhof in einen Zug steigen. Stattdessen fiel sie auf die Gleise, hörte das Tuten des einfahrenden Zuges und sah die vor Schreck aufgerissenen Münder der wartenden Fahrgäste,

aber ihr Aufprall im Schotterbett fühlte sich jedes Mal an, als lande sie auf Federn. Oder Wolken. Die sie davontrugen. Zu Papa.

Endlich.

Lulu rannte das letzte Stück bis zum Portal. Herr im Himmel! *Ich werde Medizin studieren.* Was war nur in sie gefahren? Beim bloßen Gedanken an ihr Benehmen schoss ihr erneut das Blut in die Wangen. Die väterliche Standpauke hatte sie nach der Spitalsbescherung ohne ein Widerwort über sich ergehen lassen – sie war stolz auf sich –, nur das Ende hatte sie nicht abwarten können. Sie brauchte frische Luft, und zwar so schnell wie möglich.

Etwas außer Atem stemmte Lulu sich gegen das schwere Holz, doch Wind und Schneeflocken, die durch den Türspalt hereinwirbelten, ließen sie zurückweichen.

»Luise!« Ihr Vater erschien auf dem Treppenabsatz des Hochgeschosses. »Wirst du wohl stehenbleiben!«

Keinesfalls wollte Lulu das. Der Herr Papa war unbittlich, wenn es um Anstand und Moral seiner jüngsten Tochter ging, trotzdem konnte er wohl kaum überraschter von ihrer Ankündigung gewesen sein als Lulu selbst.

Ich werde Medizin studieren! Hatte sie das wirklich gesagt? Vor Prinzessin Ludwig und allen versammelten Gönnern des Unterstützungsvereines? Vor ihrem Vater? Und der Mutter?

Energischer als zuvor warf sich Lulu gegen die Eingangstür, schlüpfte hinaus und atmete die Winterluft tief in die Lunge. Ihr Mund verzog sich zu einem grimmigen Lächeln.

Ja, es stimmte. Sie wollte Ärztin werden. Kinderchirurgin, um genau zu sein. Wie Professor Herzog, der Leiter der Chirurgi-

schen Abteilung, der Lulu nicht jedes Mal ansah, als würde sie etwas sehr Dummes fragen – so wie ihr Vater –, wenn sie sich nach allen möglichen medizinischen Details erkundigte. Nur ... laut ausgesprochen hatte sie den kühnsten all ihrer Wünsche noch nie.

Ärztin!

Eine Gänsehaut kroch über Lulus Körper. Dass sie ihr Innerstes endlich nach außen gekehrt hatte, fühlte sich gut an, bedeutete aber gleichzeitig, dass ihr das schlimmste Donnerwetter ihres Lebens blühte.

Sie zog das pelzgefütterte Cape enger um die Schultern und lief die wenigen Stufen vor dem Eingang des Kinderspitals hinunter bis zur Umzäunung. Stand da etwa jemand und sah zu ihr herüber? Am Leitungsträger zwischen den Schienen der Tram? Lulu musste die Augen mit beiden Händen abschirmen, um im Durcheinander der Flocken überhaupt etwas zu erkennen, doch dort drüben zerrte der Wind einem jungen Fräulein mit zwei schweren Koffern gerade das Tuch vom Kopf. Eindeutig. Sie schien es gar nicht zu bemerken, stand still da wie eine Madonnenstatue, auf immer zur Regungslosigkeit verdammt.

Nachdem die Trambahn an ihr vorübergefahren war und der Schneefall kurz nachließ, sah Lulu die Verzweiflung im Gesicht der Fremden. Die Hoffnungslosigkeit. Ihr Herz krampfte sich vor Mitgefühl zusammen wie zuvor bei Wiggerls unrühmlichem Prolog zu Schenkendorfs Gedicht, aber das hier ging sie nichts an, und ihr Vater würde sie jeden Moment einholen, also raffte Lulu die Röcke, um ihren Weg zur Tram-Haltestelle am Goetheplatz und somit die Flucht nach Hause fortzusetzen. Auch von dem jungen Fräulein fiel die Starre ab, sie stemmte sich dem abscheulichen Wetter entgegen, ging über die Straße auf Lulu zu, übersah den Randstein, stolperte und riss auf der Suche nach Gleichge-

wicht die Arme nach oben. Die Messingverschlüsse der Koffer hielten dem Ruck nicht stand, beide Deckel sprangen auf, und ein buntes Sammelsurium an Kleidungsstücken segelte durch die Luft, wurde vom Wind einige Sekunden hin und her gezerrt und landete schließlich im Schnee.

Lulu stieß einen spitzen Schrei aus und wollte zu Hilfe eilen, doch gerade, als sie auf das Trottoir hinausschritt, kam aus entgegengesetzter Richtung eine andere Passantin angerannt. Mit einem beherzten Sprung rettete sich Lulu hinter den gemauerten Zaunpfahl, konnte einen Zusammenstoß aber nicht mehr verhindern und bekam für den schmerzhaften Stoß gegen die Schulter ein atemloses »Verzeihung!« zugerufen. Staunend sah sie mit an, wie sich die recht unschicklich gekleidete junge Dame Sekunden später in der am Boden liegenden Leibwäsche verhedderte und ebenfalls stürzte. Die Sonne brach durch die Wolken, Schnee und Wind ließen nach, und Lulu konnte nicht anders, sie musste lachen. Die Szenerie zu ihren Füßen kam ihr vor wie eine der frech inszenierten Münchner Possen im Gärtnertheater – es fehlten nur noch Gesang und Tanz.

Doch das Lachen verging ihr, als aus Richtung Sendlingertorplatz ein Mann in Uniform angerannt kam und auf die am Boden liegenden jungen Frauen zustürmte.

»Luise!«, hörte Lulu den Vater nun auch noch im Rücken zern. »Du bleibst gefälligst hier! Ihre Königliche Hoheit wird jeden Augenblick ...« Weiter kam er nicht, denn der Gendarm packte das herbeigeeilte Fräulein am Oberarm und riss sie wenig behutsam hoch. »Jetzt hab ich dich. Du kommst mir nicht mehr aus!«

»Ja, sind Sie denn verrückt geworden? Lassen'S mich gefälligst los!« Die junge Dame wehrte sich aus Leibeskräften. Als sie Lulus Vater von der Eingangstür im Hochparterre des Kinderspitals die

Stufen herunterkommen und auf das Trottoir hinaustreten sah, hielt sie kurz inne und fing dann umso lauter an zu schreien: »Hilfe! Zu Hilfe, gnädiger Herr, so helfen'S mir doch! Ich weiß nicht, was dieser ... Depp, dieser damische, von mir will!«

Tatsächlich lockerte der Schutzmann kurz den Griff, das zeternde Fräulein nutzte den Moment und verschanzte sich hinter Lulus Vater. Der Verfolger sprang hinterher, als sein Blick jedoch den Orden am Bande streifte, hielt er inne, stand stramm und hob die Rechte an den Helm.

»Gestatten, Herr Direktor, Berittene Abteilung der Königlichen Schutzmannschaft München, Schutzmann Schiffer. Zu Diensten.«

»Berittene Abteilung?« In Lulus Vater regte sich offensichtlich der Beschützerinstinkt, er machte einen Schritt nach vorn und streckte die Brust heraus. »Ich sehe weit und breit kein Pferd.«

»Zu Fuß. Ausnahmsweise. Das Ross lahmt.« Gendarm Schiffer räusperte sich, sein Blick huschte zu Lulu, die interessiert näher kam. Er senkte die Stimme. »Dieses Fräulein hier wurde in der Maximilianstraße auf frischer Tat ertappt. Wohl eine Schwarzfahrerin.« Langsam drehte er Lulu den Rücken zu und sprach noch leiser. »Wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Oh! Sogar Lulu verstand. Münchens freie Prostituierte brauchten eine polizeiliche Legitimationskarte, weshalb man sie *Kartendamen* nannte, und wenn eins der liederlichen Frauenzimmer keine solche Karte vorweisen konnte, wurde sie zur *Schwarzfahrerin*. Nicht unbedingt die Art Menschen, mit denen sich Lulus Vater gerne umgab. Sein Gesicht färbte sich einige Nuancen dunkler, und er brachte etwas Abstand zwischen sich und die zwielichtige Dame.

»Keineswegs hat man mich auf frischer Tat ertappt. Das ist eine Verwechslung. Ein Irrtum. Nichts weiter!«

»Und was ist das hier?« Triumphierend zog der Gendarm die konfiszierte Visitenkarte aus der Jackentasche.

Doch ehe er sich's versah, riss ihm die junge Dame das Corpus Delicti aus der Hand. »Gar nichts ist das! Die gehört mir nicht, und es steht auch nicht mein Name darauf, sondern ...« Sie hielt Lulus Vater das Kärtchen unter die Nase. »Sehen Sie! Ich heiße nicht Änny Geissler-Lee, sondern Fanny Paintner. Das erklärt doch alles. Und außerdem ...«, sie tippte mit dem Zeigefinger auf die Rückseite, »hier steht es schwarz auf weiß: Sprechunterricht. Das wird ja wohl kaum verboten sein?«

»Sprechunterricht? In diesem Aufzug? Wer's glaubt!« Gendarm Schiffer lachte abfällig. »Du willst mich wohl für dumm verkaufen.«

Lulu sah, dass ihrem Vater trotz der Kälte der Schweiß aus allen Poren quoll. Er holte ein Taschentuch aus der Rocktasche, doch er kam nicht mehr dazu, sich die Stirn trocken zu tupfen, denn die königliche Equipage bog, von der Goethestraße kommend, in die Lindwurmstraße ein und blieb stehen.

»Du meine Güte!« Er schnappte nach Luft. Mehrmals. »Prinzessin Marie Therese wird jeden Moment das Krankenhaus verlassen. Ein Tumult vor den Toren der Königlichen Universitätskinderklinik ist das Letzte, was ihr von diesem Besuch in Erinnerung bleiben soll.« Er packte Schutzmann Schiffer am Arm. »In Gottes Namen, bringen Sie diese ... dieses Subjekt schnellstens von hier weg. Sperren Sie sie meinetwegen bis zum Sankt Nimmerleinstag ein, nur hier will ich so etwas nicht sehen, wenn ...«

Lulu hörte vor allen anderen die Stimmen näher kommen. Entsetzt fuhr sie herum. Anscheinend hatte Ihre Königliche Hoheit das Kinderspital samt Gefolge durch das Portal zur Goethestraße verlassen und bog jeden Augenblick um die Ecke. Lulu

musste etwas tun. Auf der Stelle. Sonst endete der Besuch von Prinzessin Ludwig im Dr. von Haunerschen Kinderspital mit einem weiteren Eklat.

Kurz entschlossen stürzte sie also auf die Straße, half dem anderen Fräulein, die durchnässten Habseligkeiten zusammenzuheften und in den Koffern zu verstauen, griff nach ihrer Hand und zog sie mit sich. »Schnell! Folgen Sie mir, alles wird gut. Ich verspreche es.«

Gendarm Schiffer hatte mehr Mühe, seinen wilden Fang zu bändigen. Lulus Vater stand daneben und fuhr in einem fort mit den Fingern durch seinen üppigen grauen Backenbart, eine Geste, die ohne Ausnahme anzeigte, dass er gleich die Beherrschung verlieren würde.

Lulu strich ihm im Vorbeigehen beruhigend über den Arm und scheuchte das Grüppchen mit einem energischen »Lassen Sie uns das drinnen im Warmen klären« die Stufen zum Kinderspital hinauf. Als sie einen letzten Blick zurück auf die Straße warf, bog Prinzessin Ludwig gerade um die Ecke.

Elsa liefen die Tränen über die Wangen bis zur Kinnschuppe und tropften auf den Boden. Sie hatte nicht die Kraft, sie abzuwischen, Nässe und Kälte waren ihr bis tief unter die Haut gekrochen, sie zitterte am ganzen Leib, und in ihrem rechten Knöchel pochte ein dumpfer Schmerz.

Wenigstens musste sie das Zetern dieser impertinenten Fanny nicht länger ertragen, denn der Gendarm hatte sie auf Weisung einer gestrengen Oberin vorhin entfernt.

»Nicht doch!« Die Tochter des Direktors, die sich ihr als Lulu von Ranke vorgestellt hatte, schlüpfte aus ihrem gefütterten Straßenumhang, wickelte ihn um Elsas Schultern, kniete sich vor sie

hin und nahm ihre Hände. »Jeden Moment kommt eine Schwester, die sich um deinen Fuß kümmert. Ich hole uns inzwischen eine schöne heiße Tasse Tee aus der Küche, dann sieht die Welt gleich besser aus.«

Die Fürsorge und Freundlichkeit brachten Elsas Tränen erst recht zum Fließen. Sie schluchzte auf, nickte dankbar und sah Lulu von Ranke hinterher, als diese das Ordinationszimmer verließ. Wären da nicht die offensichtlich kaum zähmbaren roten Haare und der freche Brauenschwung gewesen, man hätte das Fräulein mit den vielen Sommersprossen auf der weißen Haut und den durchdringenden blauen Augen für einen Engel halten können.

Kaum war der Engel draußen, öffnete sich die Tür erneut, und Lulu steckte noch einmal den Kopf herein. »Nicht weglaufen. Versprochen?«

Weglaufen? Elsa wüsste nicht, wohin. Den Zug hatte sie verpasst, und wenn der Knöchel verarztet war, würde man sie nach Hause schicken.

Nach Hause. Elsa schluckte den Kummer herunter, strich ihre wirren Locken glatt, zog den kleineren der beiden Koffer zu sich heran, öffnete die Verschlüsse und fasste mit bangem Herzen in die Seitentasche, in der sie ihr Reifezeugnis, die Geburtsurkunde und eine Fotografie des Vaters aufbewahrte. Sie liebte das Porträt: die warmen, schelmisch dreinblickenden Augen, den üppigen, nach Prinzregent Luitpolds Vorbild geschnittenen Bart. Barett und Talar in klassischem Schwarz, dazu die breiten roten, aufgenähten Samtbesätze, die die Zugehörigkeit zur Medizinischen Fakultät Gießen anzeigten.

Sie seufzte. Wie oft hatte er sie als kleines Mädchen auf den Schoß genommen und ihr erklärt, sie könne alles im Leben erreichen, wenn sie sich nur genug anstrenge. Manchmal hatte er

ihr sogar die Augen zugehalten und ins Ohr geflüstert: *Stell es dir vor, mein liebes, gescheites Elschen. Stell dir vor, wie du deinen Talar umlegst. Es kommt nicht darauf an, ob du ein Junge bist oder ein Mädchen, du musst es nur wollen. Von ganzem Herzen. Und wir beide werden dafür kämpfen. Wie es sich für zwei echte bayerische Löwen gehört.*

Danach hatten sie einander verschwörerisch angeblinzelt, die Finger zu Krallen gekrümmt und so laut es ging gebrüllt.

Langsam hob Elsa die Hände, bog wie damals die Finger und kratzte durch die Luft, doch mehr als ein heiseres Fauchen stieg nicht aus ihrer Kehle auf. *Eitle Träume!*, schnitt stattdessen die Stimme der Mutter in ihre Gedanken. *Nichts als eitle Träume. Setz dem Kind keine Flausen in den Kopf.*

Hatte der Vater ihr wirklich Flausen in den Kopf gesetzt?

Elsa seufzte schwer und begann ihre wenigen Habseligkeiten zu durchwühlen. Einmal. Zweimal. Ein drittes Mal. Das Fach war leer, im Koffer nichts als triefende Wäsche, nirgends eine Fotografie, keine Spur von den so gut gehüteten Papieren – auch nicht im anderen Koffer.

»Suchen Sie das hier?«

Elsa fuhr herum, sie hatte niemanden hereinkommen hören. Vor ihr stand eine junge Frau, gekleidet in das schwarze Gewand der Barmherzigen Schwestern. Das Weiß von Flügelhaube, Schultertuch und Schürze schimmerte in ihren tränennassen Augen wie ein Heiligenschein, als sie die gewellte Fotografie und die ihr entgegengestreckten zerfledderten Papiere sah.

»Der Herr Direktor hat sie vor dem Tor aufgelesen, nachdem er den königlichen Besuch verabschiedet hatte, und vermutet, dass sie Ihnen gehören.«

»Gott sei Dank!«, stieß Elsa hervor und drückte die verlorenen Schätze an die Brust.

»Ihr Vater?«

Der Kloß in Elsas Hals schwell an. Sie nickte.

Die Schwester strich ihr tröstend über die Wange. »Na, dann wollen wir uns mal den Knöchel ansehen. So schlimm wird es hoffentlich nicht sein.« Die junge Ordensfrau half Elsa auf, führte sie zu einem Stuhl, ging vor ihr in die Knie, schnürte beide Stiefel auf, rollte die Strümpfe herunter und strich mit je einer Hand mehrmals über die Fesseln. »Mein Name ist Schwester Rosalia. Ich habe einige Jahre im Ambulatorium Dienst getan und kenne mich gut mit Verstauchungen und Brüchen aus.«

»Sollte sich das nicht ein Arzt ansehen?«

Die Schwester hielt inne und blickte zu Elsa hoch. »Die Herren Assistenzärzte sind anderweitig beschäftigt, und sowohl Professor Herzog als auch Oberarzt Doktor Wittmann haben das Spital bereits verlassen. Es ist Heiligabend. Sie müssen sich wohl oder übel mit mir begnügen.«

»So habe ich es nicht gemeint, ich ...«

»Tut das weh?«

Elsa schrie auf.

»Und das hier?« Schwester Rosalia bewegte das Gelenk locker bis zum endständigen Bewegungsgrad durch.

Dieses Mal war Elsa vorbereitet, kein Klagelaut kam ihr mehr über die Lippen. »Ein wenig.«

Mehrfach drückte und tastete die Schwester noch, bis sie endlich zufrieden nickte. »Talusvorschub seitengleich und auch der Druck auf das Fibulaköpfchen löst nur mäßig Schmerz aus.« Sie hob spöttisch eine Braue, lächelte aber. »Soweit ich es beurteilen kann, ist der Knöchel nur gestaucht. Er wird einige Tage wehtun, doch dann ist das Missgeschick auch schon vergessen.« Leichtfüßig kam die Schwester auf die Beine und öffnete eines der Inventarschränken. »Sie bekommen jetzt einen Kompressionsverband,

und sobald Sie zu Hause sind, legen Sie den Fuß hoch und kühlen ihn. Falls kein Eisbeutel verfügbar ist, nehmen Sie einfach ein Wachstuch, geben etwas Schnee hinein, binden die Ecken mit einer Schnur zusammen und legen es auf den Verband.«

»Wird denn keine Röntgenaufnahme gemacht?« Zu gern hätte Elsa gesehen, wie man den Apparat, von dem sie schon so viel gelesen und gehört hatte, bediente.

Die Schwester hob nun beide Brauen. »Das ist nicht nötig.«

»Natürlich.«

Unangenehmes Schweigen bereitete sich aus, während Schwester Rosalia den Verband anlegte.

»Ist Ihr Vater tot?«

Elsa schluckte, bevor sie antwortete. »Ja.«

»Er fehlt Ihnen wohl sehr?«

»Jeden Tag.«

»Zu wissen, dass er nun an einem besseren Ort ist, wird tröstlich für Sie sein, nicht wahr?«

War es nicht. Aus freien Stücken hätte der Vater sie niemals allein zurückgelassen, sie hatten einen gemeinsamen Plan gehabt – und sie brauchte ihn für ihr Vorhaben mehr denn je. »Am liebsten wäre ich auch tot.«

Schwester Rosalia erschrak. »So etwas dürfen Sie nicht sagen. Das Leben ist ein Geschenk des Herrn, es steht uns nicht zu, es wegzuworfen.«

»Glauben Sie, ich weiß das nicht?« Elsa holte das kleine Kruzifix hervor, das sie seit Kindertagen unter der Kleidung trug, und drehte es zwischen den Fingern. »Aber gerade ergibt nichts mehr einen Sinn.«

Wie Wasser aus einem berstenden Damm brach der Kummer aus Elsa heraus. Erst nachdem sie der Schwester ihr ganzes Leid erzählt hatte und die letzten Tränen versiegt waren, rückte die

Ordensfrau einen Stuhl heran, setzte sich neben Elsa, nahm ihre Hand und zog sie hinüber in ihren Schoß.

»Ich wurde als achttes Kind von einfachen Bauersleuten geboren. Nach mir kamen noch drei Geschwister. Wir hatten zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben. Mir hat niemand Flausen in den Kopf gesetzt, schon gar nicht mein Vater.« Schwester Rosalia schüttelte lächelnd den Kopf. »Ich musste von klein auf im Stall und auf den Feldern helfen und der Mutter im Haushalt zur Hand gehen. Meine älteren Schwestern gaben die Eltern mit elf, zwölf und dreizehn bei den umliegenden größeren Bauern in den Dienst, ich selbst kam als Fabrikarbeiterin in eine Spinnerei nach München. Mit vierzehn Jahren. Auf Empfehlung einer Tante. Ich war weiß Gott an harte Arbeit gewöhnt, aber was mich dort erwartete, überstieg jede Vorstellung. Über zwei Spindelbänke mit mehr als zweihundert Spulen und fünfhundert Vorgespinstspulen hatte ich als Mittelfleyerin nach nur einem halben Jahr zu wachen. Im Saal bekam man kaum Luft, die Maschinen surrten ohrenbetäubend laut, ständig riss irgendwo ein Faden, stand eine Spule still. Aufziehen, abziehen, Maschinen sauber halten, den ganzen Tag in einem fort. Nach der Fabrik gab es bei meiner Tante meist nur ein karges Abendessen, bevor sie mich zur Hausarbeit antrieb. Nähen, stopfen, putzen, Feuer schüren. Alle acht Wochen war großer Washtag, entweder am Samstag nach der Fabrik oder am Sonntag.« Schwester Rosalia umfasste Elsas Kinn und drehte ihr Gesicht so, dass sie einander in die Augen sahen. »Jeden Abend beim Zubettgehen habe ich mir gewünscht, dass ich am Morgen nicht mehr aufwache.«

»Aber wie ...?«, Elsas Blick tastete über die blütenweißen, steifen Ränder der Flügelhaube, die über beide Schultern der zierlichen Schwester hinausragten.

»Ich bin davongelaufen, heim zur Mutter, doch sie hat mich gleich am nächsten Tag wie eins ihrer Hühner zurück zum Bahnhof gescheucht. In meinem Abteil saßen zwei Mädchen, eine von ihnen war auf dem Weg ins Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern. Sie war überglücklich, dass die ehrwürdige Generaloberin ihrer Bitte um Aufnahme entsprochen hatte, fürchtete sich gleichzeitig aber sehr vor der Probezeit im Krankenhaus links der Isar. Sie betete, dass sie sich gut genug anstellen möge, um nach einigen Wochen das Kandidatinnenkleid zu erhalten, denn sie wusste nicht, was sonst werden sollte. Ihre geliebte Mutter war gestorben, der Vater trug seither das ganze Geld ins Wirtshaus, und wenn er heimkam, rutschte ihm fast jedes Mal die Hand aus.«

Elsa wusste längst, worauf Schwester Rosalia hinauswollte. Abgesehen von der Zeit in München, hatte Elsa ein privilegiertes Leben geführt. Ein Leben, von dem viele Mädchen aus einfachen Verhältnissen träumten. Es gab keinen Grund zu hadern. Nicht für sie.

»Noch in derselben Woche habe ich mein Gesuch um Aufnahme an die Generaloberin verfasst und es bis heute keinen einzigen Tag bereut ... im Gegenteil.«

Die Tür ging auf, und Lulu von Ranke kam mit zwei dampfenden Tassen Tee herein. »Wie ich sehe, ist der Fuß versorgt und der ärgste Kummer verflogen.« Sie stellte das Tablett auf einer Konsole ab. »Dann steht einer schönen Feier im Kreise der Familie ja nichts mehr im Wege.«

»Nicht ganz«, Schwester Rosalia strich ihre Schürze glatt. »Das Fräulein Hirschberg hat den Zug verpasst, sie kann erst morgen heimreisen und weiß nicht, wohin heute Nacht. Sie zu einer der städtischen Wärmestuben oder in die Häuser für Obdachlose in der Entenbachstraße zu schicken, wie wir es in solchen Fällen sonst tun, kommt mir an Heiligabend ... unpassend vor.«

Lulu von Ranke nahm eine Tasse und reichte sie Elsa. »Das wäre wahrlich unverzeihlich.« Sie überlegte. »Hat nicht letzte Woche eine Wärterin ihre Sachen gepackt und uns verlassen? Demnach wäre eine der Kammern im Souterrain frei.«

»Ich habe auch schon daran gedacht, aber diese Idee wird weder bei der Frau Oberin noch bei Ihrem Herrn Vater auf große Begeisterung stoßen, Fräulein von Ranke. Da bin ich mir ganz sicher.«

Lulu lachte. »Die beiden müssen es ja nicht erfahren. Es ist doch nur für eine Nacht.«



Gärtnerplatzviertel

ein paar Minuten später | Kohlstraße

Fanny versuchte ihren Arm zu befreien. »Nehmen Sie gefälligst Ihre Finger von mir!«

»Gerade Sie müssten doch daran gewöhnt sein.« Gendarm Schiffer packte fester zu. »Und außerdem ... an der Misere sind Sie selber schuld. Meinen Sie denn, mir macht es Spaß, Sie an Heiligabend wie einen störrischen Esel durch die halbe Stadt zu zerren?«

Fanny wand sich mit letzten Kräften und schnaubte abfällig, dabei fühlte sie längst keine Empörung mehr, ganz im Gegenteil. Seit Direktor von Ranke den Gendarmen pikiert angewiesen hatte, *dieses Subjekt* schnellstmöglich aus der Königlichen Universitätskinderklinik zu entfernen, wäre sie am liebsten im Erdboden versunken. Ihre Verzweiflung nahm mit jedem Schritt zu.